

JONATHAN KELLERMAN

Todesmahl



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Selbst nach Hunderten gelöster Fälle gehen Detective Milo Sturgis die ungelösten sehr nahe. Fälle wie der von Katherine Hennepin, einer jungen, allseits beliebten Frau, die in ihrem Haus brutal niedergestochen und erwürgt wurde. Der Mörder hat einen perfekt gedeckten Tisch mit einem Dinner für zwei am Tatort zurückgelassen, doch Katherines Exfreund, ein Koch, hat ein wasserdichtes Alibi. Aber Sturgis und Delaware haben schon den nächsten Fall auf dem Tisch – die reiche Ursula Corey wird erschossen in einer Tiefgarage aufgefunden. Hauptverdächtige sind ihr Exmann und ihr Scheidungsanwalt. Doch gerade als Sturgis und Delaware meinen, dem Täter auf der Spur zu sein, findet man in Ursulas Wohnung einen perfekt gedeckten Tisch mit einem unberührten Dinner für zwei. Und es soll nicht das letzte Abendmahl für ein Mordopfer bleiben ...

Weitere Informationen zu Jonathan Kellerman
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Jonathan Kellerman

TODESMAHL

Ein Fall für Alex Delaware

Übersetzt
von Kristiana Dorn-Ruhl

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015
unter dem Titel »Motive« bei Ballantine Books,
a Penguin Random House Company, New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe
Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung
eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag
keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2016

Copyright © der Originalausgabe 2015 by Jonathan Kellerman

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

Redaktion: Sandra Lode

MR · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48446-1

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Natürlich für Faye

1

Mein engster Freund ist Detective bei der Mordkommission. Wenn man ihn fragt, in wie vielen Mordfällen er schon ermittelt hat, verweigert er die Aussage, weil er findet, dass Nostalgie etwas für Schwächlinge ist. Ich schätze, er kommt etwa auf dreihundert.

Die meisten davon waren eine Verquickung banaler unglückseliger Umstände.

Zwei Volltrunkene, die sich gegenseitig den Rest geben, während gleichermaßen abgefüllte Zeugen um sie herumstehen und sie anfeuern.

Ein fehlgeleiteter Messerstich oder Gewehrschuss, der einen Streit nachhaltig beendet.

Feuerwaffen in den Händen von oft milchgesichtigen Bandenkids, angefangen von Kleinkaliberknarren, die in der Hand explodieren, bis hin zu halbautomatischen Waffen, mit denen sie aus den offenen Fenstern ramponierter Kleinwagen ballern.

Es sind nicht diese Fälle, die Milo Sturgis zu mir führen. Es sind die »anderen«.

Der Mord an Katherine Hennepin hätte ohne Probleme in die Kategorie der »anderen« gepasst, dennoch hatte Milo ihn mir gegenüber nie erwähnt. Nun stand er um neun Uhr morgens in meinem Wohnzimmer, in einer staubgrauen Windjacke und braunen Polyesterhosen aus einer ande-

ren Ära, in seiner Pranke seine olivgrüne Vinylaktentasche. Blass, pockennarbig, übergewichtig, das schwarze Haar schlaff und ungepflegt, sah er aus wie ein Nilpferd, das gerade vom Alphamännchen der Herde besiegt worden war.

»Doktor«, brummte er. Meinen Titel benutzt er nur ironisch oder wenn er deprimiert ist. Damit ist schon ziemlich viel abgedeckt.

»Guten Morgen«, erwiderte ich.

»Wenn du meinst.« Er zockelte hinter mir her in die Küche. »Entschuldige bitte.«

»Was denn?«

»Das große Glas schales Bier, das ich dir gleich anbiete.« Nach einem kurzen Halt vor dem Kühlschrank sank er auf einen Stuhl, rieb sich das Gesicht, schlug die Zähne aufeinander und öffnete seine grüne Aktentasche, ohne mich dabei anzusehen. Zutage kam einer dieser blauen Hefter, von denen ich schon so viele gesehen hatte.

Der Fall *Hennepin*, *K. B.* war zwei Monate zuvor eröffnet worden.

»Ja, ja«, sagte er, immer noch ohne Blickkontakt zu mir. »Dachte, ich muss dich nicht damit behelligen, weil es vollkommen offensichtlich schien.« Er brummte. »Börsentipps solltest du von mir nicht annehmen.«

Er wartete, während ich las.

Katherine Belle Hennepin, dreiunddreißig, angestellt in einer kleinen, familienbetriebenen Steuerberatungskanzlei in Sherman Oaks, war im Schlafzimmer ihrer Wohnung in West Los Angeles aufgefunden worden, mit Würgemalen und Stichwunden. Ihr vergrößertes Führerscheinfoto zeigte eine Frau mit schmalen Gesicht und fein geschnittenen Zügen, schulterlangem hellbraunem Haar, süßem Lächeln

und Sommersprossen, die selbst im erbarmungslosen Licht der Behördenkamera liebenswert wirkten. Ihre Augen blickten traurig, fand ich, aber vielleicht war ich auch schon voreingenommen.

Mir war klar, warum Milo das Foto dazugelegt hatte: damit ich sie als Mensch betrachtete.

Und damit er sich ebenfalls daran erinnerte.

Rötungen und winzige Blutaustrittsstellen um die Würgemale, dafür viel weniger Blut und Geschmier, als man bei sechsunddreißig Stichwunden erwarten würde, deuteten darauf hin, dass der Täter zuerst gewürgt und dann gestochen hatte.

Ein paar Blutstropfen und ein eingedrückter Bereich auf dem Teppich ließen annehmen, dass die Tat im Flur vor der Küche begonnen hatte und Katherine Hennepin anschließend in ihr Schlafzimmer geschleppt worden war.

Der Mörder hatte Katherine auf ihr Bett gelegt, mit dem Gesicht nach oben, ein Kissen unter dem Hinterkopf. Man fand sie vom Scheitel bis zur Sohle bedeckt mit einem Leintuch, das aus ihrem Schrank stammte.

Die Pose, die der Täter gewählt hatte – die Arme an ihre Seiten gepresst, die Beine geschlossen –, sah nach friedvoller Ruhe aus, wenn man einmal von dem Blut absah. Sexuelle Gewalt schien keine Rolle gespielt zu haben, was auch die Autopsie bestätigt hatte. Milo und sein Kollege Sean Binchy hatten die Wohnung mit gewohnter Gründlichkeit durchsucht und keinen Hinweis auf einen Einbruch gefunden.

In einem Messerblock in der Küche mit hochwertigen Klingen aus Deutschland war der Schlitz für das schwerste

Schlachtermesser leer. Die Maße passten zu dem, was der Coroner über die Mordwaffe gesagt hatte. Trotz sorgfältiger Suche in der Wohnung und Müllcontainern in der Umgebung tauchte das Messer nicht auf. Eine Befragung in der ruhigen, gutbürgerlichen Gegend, in der das Opfer zwei Jahre lang zur Miete gewohnt hatte, ergab ein ebenso enttäuschendes Resultat.

Es gab keine Fingerabdrücke außer denen von Katherine Hennepin. Ebenso wenig fremdes Blut; Messermörder, vor allem wenn sie in Rage töten, rutschen oft an blutverschmierten Griffen ab und schneiden sich. Doch obwohl dieser Täter ganz offensichtlich wild zugestochen hatte, war er nicht abgerutscht.

Ich blätterte um und blickte auf weitere Fotos.

Der Tisch in der Küche war für zwei Personen gedeckt: zweimal grüner Salat, angemacht mit Essig und Öl, wie sich später herausstellte, zweimal Lachsfilet gegrillt mit Pilawreis und grünen Bohnen. Eine entkorkte Flasche Pinot Noir mittlerer Qualität stand neben der kleinen Blumendeko. Zwei Gläser enthielten je ein Achtel Wein.

Alles an diesem Tatort – keine Spuren von Einbruch, Diebstahl oder Vergewaltigung, postmortaler Gewaltexzess, ein in Laken gehülltes Opfer, die Mordwaffe vom Tatort – deutete darauf hin, dass der Mörder dem Opfer wohl bekannt war und dass er von glühendem Zorn getrieben war.

Milos Befragung von Katherine Hennepins Arbeitgebern, Maureen und Ralph Gross, Steuerberater, beide über achtzig, enthüllte eine stürmische Affäre mit einem Koch namens Darius Kleffer.

Jemand, der ausgezeichnet mit Messern umgehen konnte.

Ich las weiter.

Katherine wurde von Mr und Mrs Gross als »reizend«, »süß« und »schüchtern« beschrieben. Ralph Gross nannte Darius Kleffer einen »verdammten Irren«, und seine Frau pflichtete ihm bei. Zweimal sei der Ex in das Büro »eingefallen« und habe »die arme Katherine beschimpft«. Beim ersten Mal habe er Folge geleistet, als ihn die Gross zum Gehen aufforderten, beim zweiten Mal nicht, da habe er Katherine bedrängt und versucht, sie zum Mitkommen zu überreden. Die Gross riefen die Polizei, doch der »Irre« verschwand, ehe die Streife eintraf.

Ein genauerer Blick auf Kleffer ergab zwei Festnahmen in Clubs in Hollywood wegen tätlichen Angriffs auf Saufkumpane. Beide Verfahren waren eingestellt worden. Seine Impulsivität, das Bild vom Koch, der ein Dinner für zwei zubereitet, und der Umstand, dass er ganz in der Nähe in North Hollywood gewohnt hatte – all das passte zusammen, und ich verstand, warum Milo an eine rasche Aufklärung geglaubt hatte.

Er war zu Kleffers Wohnung gefahren, doch der war dort schon seit drei Monaten nicht mehr gesehen worden und hatte keine Nachsendeadresse hinterlassen. Als Milo ihn nach einer Woche immer noch nicht aufgespürt hatte, war er überzeugter denn je, auf der richtigen Spur zu sein.

Alle Puzzleteile passten zusammen.

Doch dann tauchte ein neues auf.

Ich stand auf und schenkte mir den dritten Kaffee ein. Die ersten beiden hatte ich morgens um halb sieben mit Robin getrunken, ehe sie mit unserem Hund in ihr Atelier im Garten ging, um einen Gitarrendeckel zu schnitzen. Ich bot Milo einen Becher an.

»Nein, danke.«

»Plötzlich so enthaltsam?«

»Bei Katholiken ist das angeboren«, erklärte er. »Buße muss zumindest versucht werden.«

»Buße für welche Sünde genau ...?«

»Versagen.«

»Ich hätte bei Hennepin genau die gleichen Schlüsse gezogen.«

»Schon möglich.«

»Ich verarbeite Fakten genauso wie du.«

Er sagte nichts.

»Du kannst dich noch so geißeln, aber Kleffer sah aus wie der Lehrbuchmörder.«

»Und dann plötzlich doch nicht mehr.«

Ich deutete auf den blauen Hefter. »Hier steht nicht drin, warum du ihn von der Liste gestrichen hast.«

»Habe den Papierkram noch nicht erledigt.« Sein Lächeln war trauriger als Tränen. »Okay, ich fasse zusammen ... weil Beichten ja gut fürs Gemüt ist und so. Ich suche also überall vergeblich nach ihm, dann springt mir plötzlich sein Name bei Google ins Auge. Ein Video, Pilotfilm zu einer Kochshow, die dann nie gelaufen ist, namens *Mega-Chef*, um ein chinesisches Kochgenie mit Michelin-Stern und sein Team, aufgenommen in Lower Manhattan. Kleffer hat zu dem Zeitpunkt schon mehrere Monate in New York gelebt. Wie ist er von dort weggekommen? Sein Name steht bei keiner Fluglinie auf der Passagierliste. Auch die Autoverleiher kennen ihn nicht. Er kann sich natürlich einen Wagen von einem Freund geliehen haben, aber auch darauf habe ich keine Hinweise gefunden. Amtrak wäre eine Möglichkeit, falls er seine Bahnfahrkarte bar bezahlt hat. Nur: Fünf Tage

vor dem Mord bis drei Tage nach dem Mord war er nachweislich im Filmstudio. Übernachtet hat er in dem Hotel, wo auch die Showkandidaten untergebracht waren. Die alte Geschichte von den Zimmergenossen, die ihn nicht mögen, aber trotzdem für ihn bürgen. Ebenso wie der Produzent der Show und alle anderen, mit denen ich gesprochen habe. Der Typ hat eine Armee von Leuten, die sein Alibi bestätigen.«

»Hast du mit Kleffer persönlich gesprochen?«

»Habe ich versucht, aber nie einen Rückruf erhalten. Ich weiß, das klingt komisch – seine Freundin wird gemeuchelt, und ihn interessiert es nicht die Bohne. Aber solange die Gesetze der Physik gelten, ist er nicht mein Mann.«

»Gibt es befreundete Bösewichter? Jemand in Los Angeles, der ihm einen Gefallen tun würde?«

»Daran habe ich auch gedacht, aber bislang ist noch niemand aufgetaucht, der infrage käme. Es gibt niemanden, der sich als Kleffers Freund bezeichnet. Der Mann ist nicht gerade super beliebt.«

»Stinkstiefel und Profi-Messerwerfer«, sagte ich. »Wie oft hört man von sechszwanzig Messerstichen, ohne dass sich der Täter selbst schneidet?«

»Ich weiß, ich weiß ... sonst noch irgendwelche Ideen?«

»Selbst wenn Kleffer nicht der Mörder war, lohnt es sich, den Tatort noch mal genauer anzuschauen.«

»Es gab noch jemanden, den sie kannte.«

»Mit dem sie zu Abend essen wollte. Weißt du, ob sie das Essen selbst zubereitet hat?«

»In der Wohnung deutet nichts darauf hin, dass dort gekocht wurde, doch es kann ja jemand aufgeräumt haben. Du meinst, sie stand auf Köche, und Kleffers Nachfolger war wieder ein psychopathischer Küchenmeister?«

»Oder einer von diesen Typen, die Frauen mit ihren Kochkünsten beeindrucken wollen. Ein neuer Mann in Katherines Leben könnte erklären, warum Kleffer wutentbrannt an ihrem Arbeitsplatz aufgekreuzt ist.«

»Ein heimlicher Liebhaber? Ich habe die Nachbarn mehrmals befragt, aber Kleffer ist der einzige Mann, der je gesehen wurde. Binchy und ich haben uns die Gegend angesehen, und du weißt, wie penibel Sean ist. Wir haben keinen Hinweis auf eine Romanze gefunden.«

»Wann hat sie zum letzten Mal mit Kleffer telefoniert oder E-Mail-Kontakt gehabt?«

»Lange vor dem Mord – er ist sechs Monate zuvor nach New York gegangen, und sie haben schon davor nicht mehr miteinander gesprochen. Ansonsten geben ihre Daten nicht viel her. Die meisten ihrer E-Mails waren geschäftlich und gingen an ihre Arbeitgeber – oft nach Feierabend. Das arme Ding war äußerst gewissenhaft, sie liebten sie wirklich. Alle übrigen Anrufe und E-Mails gingen an die Familie. Immer fröhlich, Geburtstagswünsche, Jahrestage. Sie stammte aus einer großen Familie in South Dakota. Eltern, Großeltern, eine Urgroßmutter, fünf Geschwister, Nichten, Neffen. Der halbe Clan kam angereist, um sich um den Leichnam zu kümmern und sich von mir ins Bild setzen zu lassen. Und da stand ich dann, vor mir ein Haufen wohlherzogener, anständiger Leute, und hatte nichts, was ich ihnen geben konnte. Und das Schlimmste daran war, dass sie es mir nicht mal übel nahmen.«

Er hob den Arm und ließ die Faust Richtung Tisch sausen. Ehe sie auftraf, hielt er abrupt inne und ließ seine Finger Millimeter über der Platte schweben. »Wenn es keinen geheimnisvollen Freund gibt, hast du vielleicht recht, und

ein Kumpel von Kleffer hat sie im Auftrag zerschnippelt.«
Er stand auf. »Na denn, danke für den Kaffee.«

»Du hast gar keinen getrunken.«

»Die Absicht zählt.« Er drehte ein paar Runden und blieb dann stehen. »Was meinst du, könnte der gedeckte Tisch post mortem inszeniert worden sein? Als eine Art kranker Scherz?«

Ich dachte darüber nach. »Sicher, warum nicht? Wenn Kleffer den Mord delegiert hat, könnte er damit dem Ganzen seinen Stempel aufgedrückt haben.«

»Ich habe für dich gekocht, du hast mich sitzen lassen, jetzt bist du Hackfleisch.«

»Du kannst einfach mit Worten umgehen.«

Er rieb sich das Gesicht, als würde er sich ohne Wasser waschen, stapfte zur Kaffeemaschine, goss sich einen Becher ein, trank einen Schluck und schüttete den Rest in die Spüle. »Hat nichts mit dem Kaffee zu tun. Mein Magen ist völlig im Eimer.«

»Wie viele Ave Marias für die Koffeinverschwendung?«

»Ritz es mit ins Kerbholz. Wie geht's Robin?«

Das klang nach höflicher Floskel.

»Prima.«

»Und der Flohquaste?«

»Charmant wie immer. Wie geht's Rick?«

»Seit ich an Hennepin arbeite, muss er meine miese Laune ertragen.« Er ließ die Akte in seine grüne Tasche gleiten und verließ die Küche. An der Eingangstür blieb er noch einmal stehen. »Ich hätte früher zu dir kommen sollen. Keine Ahnung, warum ich das nicht gemacht habe.«

»Mir ist jetzt auch nicht viel dazu eingefallen«, wandte ich ein.

»Vielleicht, wenn du am Tatort gewesen wärst ...«

»Das bezweifle ich.«

»Was soll's. Bis dann.«

»Hoffentlich ergibt sich was Neues.«

Es ergab sich nichts.

Zwei Wochen später rief er an, um mir zu sagen, dass der Fall offiziell zurückgestellt worden sei, nachdem es keinerlei Indizien gäbe, die Katherines Tod mit Darius Kleffer oder anderen Verdächtigen in Verbindung brachten.

Danach hörte ich wieder fast drei Wochen lang nichts von ihm, bis er ganz aufgeregt anrief.

»Fortschritt bei Hennepin?«

»Ein neuer Fall, Amigo. Und diesmal bist du von Anfang an dabei.«

2

Tatort war die unterste Etage einer Tiefgarage im Century-City-Bezirk. Das achtzehnstöckige Gebäude in der Avenue of the Stars stammte aus einer Zeit, als die Bauunternehmer das Stadtplanungsamt noch nicht davon überzeugt hatten, dass echte Wolkenkratzer in einer erdbebengefährdeten Gegend durchaus sinnvoll sind.

Von meinem Haus oben in Beverly Glen war es nicht weit, doch als ich ankam, war die Leiche bereits mit einem weißen Tuch abgedeckt, und die Spurensicherung war fast fertig mit ihrer Arbeit, die darin bestand, Fotos zu machen und Proben von den roten Flecken zu nehmen, die sich unter dem Tuch ausbreiteten. Ein Betonpfeiler links von dem silbernen Jaguar des Opfers war ebenfalls rot gesprenkelt.

Auf dem Boden neben der Leiche lagen eine weiße Krokodertasche und ein Bund Schlüssel, von denen einer das Logo mit der fauchenden Wildkatze trug. Reifenspuren zogen sich kreuz und quer über den Beton, ein Gewirr, das keinerlei Rückschlüsse zuließ. Alle Kreise und Schleifen sahen trocken und angegraut aus. Kein einziger frischer Ölfleck, keine Schleuder- oder Bremsspuren.

Etwas abseits der forensischen Betriebsamkeit stand Milo, in braunem Anzug mit schmaler schwarzer Krawatte und Gummihandschuhen. In einer Hand hatte er ein klei-

nes weißes Rechteck, mit der anderen hielt er sich sein Handy ans Ohr.

Es roch nach Benzin. Die eiskalte staubige Luft aus den Lüftungsschlitzen verwandelte den unterirdischen Raum in ein großes Tiefkühlfach. Ich stand herum, bis Milo seinem unsichtbaren Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung zunickte, zur Leiche trat, in die Knie ging, das Tuch hob und es langsam zurückzog.

Bitte schön, mach dir selbst ein Bild.

Die Frau war vorwärts zu Boden gestürzt. Ihr Haar war dunkelblond, zu einem Pagenkopf mit freier Nackenpartie geschnitten, die einen langen geschmeidigen Hals offenbarte. Wahrscheinlich war sie stolz darauf gewesen.

Die Rückseite ihres schlanken, hochgewachsenen Körpers wies keine Verletzungen auf. Sie trug enge Jeans mit Verzierungen an den Nähten, eine rote Lederjacke, die bis zu den Hüften reichte, und halbhohe weiße Pumps. Ihr rechtes Bein war grotesk verdreht, sodass der Schuh vom Fuß abstand und einen Blick in sein Inneres freigab. Manolo Blahnik.

An je zwei Fingern ihrer Hände schimmerten Platin und Gold. Das mir zugewandte Ohr schmückte eine ziemlich große rotgoldene Scheibe, die von winzigen Rubinen gesäumt war.

Milo deutete auf einen der Kriminaltechniker, der aussah wie ein Zwölftklässler, Typ introvertierter Streber, der sich freiwillig fürs Sprachlabor meldet. »Kann ich sie ein Stück weit umdrehen?«

Der Junge sagte: »Der Coroner war schon da, wir sind auch fertig, also von mir aus können Sie sie auch ganz umdrehen.«

Milo drehte die Frau, damit ich ihr einst bildhübsches Gesicht mit herzförmigen, vollen Lippen und einem klar konturierten Kinn sehen konnte. Ihr Make-up war professionell, versuchte jedoch nicht, die feinen Fältchen zu verbergen, die das Leben gezeichnet hatte. Ich schätzte sie auf Anfang, Mitte vierzig. Extrem gepflegte Erscheinung.

Unter der roten Jacke trug sie eine schwarze Seidenbluse. Um ihren glatten Hals lag ein Goldkettchen, dessen Glieder alle zweieinhalb Zentimeter von einem kleinen quadratischen Brillanten unterbrochen wurden. Wo das Kettchen ihr Schlüsselbein berührte, war ein Einschussloch. Ihre linke Wange, etwa zwei Zentimeter unterhalb des Auges, zeichnete eine weitere Schusswunde, die ihre Miene zu einem schwer zu definierenden Ausdruck hatte erstarren lassen: Verwirrung, Hilflosigkeit, tödliches Entsetzen.

Leichte Schmauchspuren um die Löcher wiesen darauf hin, dass der Schuss aus einer Entfernung von fünfzehn bis sechzig Zentimetern abgegeben wurde. Zwei saubere Treffer in Luftröhre und Hirn verrieten, dass der Tod wahrscheinlich rasch eingetreten war. Das Fehlen von Austrittswunden ließ auf Kleinkaliberkugeln schließen, .22 oder .25, die das Gewebe in ihrem Innern zerfetzt hatten.

»Hülsen?«

Milo schüttelte den Kopf. »Wenn da welche waren, hat jemand sie mitgenommen. In ihrer Handtasche sind tausend Dollar in bar sowie eine defekte Damen-Rolux. Vielleicht wollte sie sie zur Reparatur bringen. Außerdem jede Menge Platin-Kreditkarten und der ganze Tand, den sie an sich trägt. Musst du noch mehr sehen?«

Ich musterte für einen Augenblick ihr Gesicht. Die ganze sorgfältige Pflege und dann so ein Ende. »Nein.«

Er rollte die Leiche zurück und deckte sie wieder zu. »Irgendwelche Ideen?«

»Wahrscheinlich wurde sie zu Fuß verfolgt. Es sei denn, du hast frische Reifenspuren entdeckt, die mir entgangen sind.«

»Nein.«

»Wie viele Sicherheitskameras gibt es?«

»Ob du's glaubst oder nicht: Auf den Parkdecks gibt es gar keine.«

»Du machst Witze.«

»Schön wär's. Es gibt eine über jeder Aufzugtür sowie eine am Haupteingang zum Grundstück, außerdem je eine an Vorder- und Hinterausgang des Gebäudes.«

»Warum hier unten nicht?«

»Sag du's mir.«

»Wer hat sie entdeckt?«

»Eine Frau auf dem Weg zu ihrem Auto. Das arme Ding war so erschüttert, dass ich ihr den Mercedes aus der Parklücke fahren musste. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich so weit beruhigt hatte, dass sie eine Aussage machen konnte. Deshalb war es auch so still hier, als du kamst. Die Attacke ist frontal erfolgt. Was hältst du davon?«

»Sie von hinten zu erschießen wäre einfacher gewesen«, sagte ich. »Also vielleicht wollte der Täter, dass sie weiß, wer sie umbringt. Oder er hatte vor, sie von hinten zu erwischen, doch dann hörte sie Schritte und drehte sich um. Wer ist sie?«

Er reichte mir das kleine weiße Rechteck.

Ein kalifornischer Führerschein, ausgestellt auf Ursula Corey, Alter: 47, Haarfarbe: blond, Augenfarbe: blau, Größe: 1,75 m, Gewicht: 59 kg. Eine Adresse in Calabasas.

»Ich hab's mir auf der Karte angeschaut«, sagte Milo.
»Pferdland. Der passende Ort für eine reiche Lady.«

»Irgendeine Idee, was sie hier gemacht hat?«

»Um ehrlich zu sein, ja. Ich habe gerade mit ihrer Haushälterin telefoniert. Señora Ursula hatte einen Termin mit ihrem Anwalt, das Mädchen wusste nicht genau, wie er heißt, irgendwas mit F, Feldman oder Fellman oder so. Fällt dir sonst noch was ein? Sonst geh ich mir jetzt nämlich die Anzeigentafel anschauen.«

Die Eingangshalle des Gebäudes war so groß wie ein halbes Fußballfeld, grauer Granit und brauner Marmor unter einer zehn Meter hohen Decke, in deren Mitte ein venezianischer Glaslüster mit zwei Meter Durchmesser hing, vier Aufzüge auf jeder Seite. Leute in Anzügen oder lässiger Businesskleidung eilten hin und her. Manche Gesichter ernst und schwer, doch ansonsten überwiegend professionell gute Laune – Lächeln, Scherze, wippende Schritte. Die Nachricht vom Mord war noch nicht aus dem Untergeschoss nach oben gedrungen.

Ich überlegte, ob Ursula Corey bei ihrer letzten Fahrt im Aufzug aufgekratztter Stimmung gewesen war.

Die meisten Namen auf der Tafel waren Anwaltskanzleien, die übrigen klangen, als würden sie zum Spaß und für satte Gewinnmargen Geld herumschieben. Hunderte, vielleicht Tausende von Anwälten. In Los Angeles verklagen die Leute einander so beständig, dass man leicht eine ganze Stadt mit Anwälten bevölkern könnte. Man musste schon ein Masochist sein, um zur Polizei zu gehen oder gar zur Mordkommission.

Milo und ich überflogen die ‚F’s. Es gab einen Feldman und einen Feld, die beide Business-Manager waren.

»Vielleicht ist für die Haushälterin jeder, der ein Büro hat, ein *abogado*«, sagte Milo und schrieb die Suitennummern in sein Notizbuch. Dann ließ er den Blick weiter nach unten wandern und hielt inne, um auf die Stelle zu deuten, an der ich auch gerade angelangt war.

Grant Fellingner, Kanzlei der Rechtsanwälte Weintraub, Harrow, Micziewski & Fellingner. Der gesamte Südflügel im sechsten Stock.

»Bester Treffer, was, Kumpel?«

»Absolut«, erwiderte ich. »Trauen wir der Haushälterin zu, dass sie weiß, wer ein *abogado* ist und wer nicht.«

»Wieder mal typisch für dich«, sagte Milo. »Einmal Optimist, immer Optimist.«

Der Aufzug war luxuriös, praktisch geräuschlos und entließ uns schon Sekunden später in einen Flur mit einer Glastür, hinter der eine mit schwarzem Schiefer verkleidete Wand auftrug. Der Name der Kanzlei war so zurückhaltend eingraviert, dass man ihn kaum lesen konnte. Vielleicht nach dem Motto: *Wenn du fragst, weiß man gleich, dass du nicht dazugehörst.*

Die junge Frau hinter dem Empfangstresen war eine hübsche Latina mit leuchtenden Augen in einem geschmackvollen schwarzen Kleid und Perlenkette, ernste Miene, perfekte Haltung. Den ganzen Tag so gerade zu sitzen verriet Selbstdisziplin. Beim Anblick von Milos Dienstmarke verzog sie keine Miene.

»Was kann ich für Sie tun, Officers?«

»Ist Ursula Corey Mandantin von Mr Fellingner?«

»Eine Sekunde bitte.« Ihre Finger huschten so flink über ein Tastenfeld, dass ich gar nicht folgen konnte. Handys und Smartphones haben vielleicht die Aufmerksamkeitspanne verkürzt, aber bei der Feinmotorik haben sie Wunder vollbracht.

Eine halbe Minute später erschien ein großer Mann zwischen dreißig und vierzig in Jeans mit aufgekrempelem Saum, weißem Hemd mit Minikragen und einer roten Paisley-Krawatte. Sein halblanges dunkles Haar war so gekämmt, dass es lässig aussehen sollte. Die schwarz umrandete Brille und rotbraune Oxford-Schuhe ließen ihn eher wie einen Hipster als wie einen Anwalt aussehen.

Er sprach leise, als wollte er auf keinen Fall jemandem zu nahe treten. »Ich bin Jens Williams, Mr Fellingings Assistent. Wie kann ich Ihnen helfen?«

Milo wiederholte seine Frage.

Jens Williams sagte: »Hm, darf ich fragen, warum Sie fragen?« Dem Akzent nach stammte er aus Neuengland.

Milo lächelte. »Das nehme ich als Ja.«

Jens Williams lächelte schief. »Okay, ja, Sir. Ms Corey ist unsere Mandantin. Ich habe nur nicht die Befugnis ...« Er zuckte mit den Schultern. »Sie war gerade erst hier.«

»Wann genau?«

»Ich würde sagen ... vor einer Stunde etwa. Warum?«

»War sie hier, um mit Mr Fellingier zu sprechen?«

Kurze Pause. »Das zu beantworten übersteigt meine Gehaltsstufe. Ähm, würden Sie mir verraten, worum es geht?«

»Ms Corey wurde tot in der Tiefgarage aufgefunden.«

Jens Williams' Hand schnellte zu seinem Mund. »Oh mein Gott, wurde sie überfahren?«

»Was ist denn Mr Fellingings Fachgebiet?«, wollte Milo wissen.

»Familien- und Handelsrecht – mein Gott, ich habe sie gerade noch gesehen.« Williams sah die Empfangsdame an. Sie drehte mit einer Hand ihre Perlen. Ihr Unterkiefer war herabgesunken, und ihre Haltung war dahin.

»Wir müssen mit Mr Fellinginger sprechen«, sagte Milo.

»Ja, ja, natürlich«, beeilte sich Jens Williams zu erwidern, »ich sage ihm Bescheid, bitte warten Sie.«

Er eilte davon.

»Das ist schrecklich«, sagte die Empfangsdame. »Sie war gerade noch hier.«

Milo wandte sich ihr zu. »Tut mir leid, dass wir schlechte Nachrichten bringen müssen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Dieses Haus ist wahnsinnig gefährlich.«

»Die Tiefgarage?«

»Sagen Sie nicht, dass Sie's von mir haben, aber die ganzen Kurven, wo man nicht um die Ecke sehen kann? Machen Sie Witze?«

»Unheimlich«, sagte Milo.

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie oft ich auf dem Angestelltendeck schon fast überfahren worden wäre.«

»Welches Deck ist das?«

»Das zweitunterste.«

Eines über dem Todesdeck.

Die Empfangsdame fuhr fort: »War die Person noch da, oder war es Fahrerflucht?«

»Keine Spur vom Täter«, sagte Milo.

»Gott, das ist so übel! Vielleicht tun sie jetzt endlich mal was.«

»Sie?«

»Die Verwaltungsgesellschaft.«

»Was sollen die denn tun?«

»Zum Beispiel ... ich weiß nicht. Irgendwas. Ich meine, man sieht ja, was passiert.«

Eine Stimme sagte: »Die Herren?« Jens Williams stand drei Meter hinter dem Empfangstresen und krümmte den Daumen nach links.

Wir folgten ihm durch einen langen Flur, dessen Wände beliebige abstrakte Kunst zierte. Auf halbem Weg durch den Flur trat ein kleiner, untersetzter Mann aus einer Tür und blieb mit verschränkten Armen stehen. Er war um die fünfzig und trug ein rosa Hemd zur blauen Nadelstreifenhose, die von geflochtenen Lederhosenträgern gehalten wurde, eine mintgrüne Krawatte mit orangefarbenen Waldhörnern, dazu braune Kalbsledertrotteurs.

Das schwarze zurückgekämmte Haar – wahrscheinlich gefärbt – lichtete sich am Oberkopf, auf der fliehenden Stirn prangten buschige Brauen. Sein Gesicht erinnerte an einen Affen, eher Schimpanse als Pavian. Rasiert, wobei schon jetzt am späten Vormittag ein bläulicher Schatten seine Kinnpartie überzog.

»Mr Fellingner«, sagte Jens Williams, »das sind die Polizeibeamten ...«

Grant Fellingner unterbrach ihn mit einer unwirschen Handbewegung. Eine tiefe Stimme mit einem eigenartigen Echo drang zwischen seinen ebenso wulstigen wie schmalen Lippen durch: »Tun Sie mir einen Gefallen, gehen Sie runter in die Cafeteria, und besorgen Sie mir einen weißen Jasmin Tee. Und sehen Sie zu, dass die Blume drinbleibt.«

»Wie immer, mit Süßstoff?«

»Ohne Süßstoff. Mir ist unter den gegebenen Umständen nicht eben nach süß zumute.«

Schlechte Laune, aber keine Angst.

»Wird gemacht«, hauchte Williams und eilte davon. Vielleicht gehörte das Aerobic-Training zu seinem Job.

Grant Fellingner hielt die Arme verschränkt, während er uns in Augenschein nahm. Alles an ihm war plump und grobschlächtig – die platte Nase, die beinahe ebenso breit war wie die wulstigen Lippen darunter, Ohrmuscheln wie Tennisschläger, aus denen ein paar schwarze Haare sprossen, Stiernacken, feiste Handgelenke, Stummelfinger, hängende Schultern.

Eine Tonfigur, die noch nicht ganz ausmodelliert war.

Milo stellte sich vor.

Fellinger nickte. »Ursula ist überfahren worden? Nicht zu fassen, gerade war sie noch hier.« Er nagte an seiner Lippe. »Noch vor fünfundvierzig Minuten war sie auf Wolke sieben. Und jetzt das.«

Er wischte sich mit einem Finger den Augenwinkel. »Verdammt. Haben Sie den Mistkerl, der das verbochen hat? Falls er nicht den Anstand hatte zu warten, sollte es trotzdem nicht schwer sein, ihn zu finden; schließlich ist über der Ausfahrt eine Überwachungskamera.«

»Ms Corey ist also vor fünfundvierzig Minuten von hier weg?«, hakte Milo nach.

»Fünf Minuten hin oder her«, sagte Fellingner. »Wenn Sie die Videoaufzeichnungen in dem Zeitraum überprüfen, haben Sie Ihren Missetäter sofort.«

»Danke für die Auskunft, Mr Fellingner. Leider wurde Ms Corey nicht überfahren.«

»Nein? Was denn dann?«

»Sie wurde erschossen.«

Grant Fellingings Kopf stieß vorwärts, als wollte er wortwörtlich der Realität die Stirn bieten. »Erschossen? Jens meinte, es sei ein Unfall gewesen.«

»Wir haben ihm keine Einzelheiten genannt, also hat er es angenommen.«

»Großartig«, sagte Fellinginger. »Das macht er oft – voreilige Schlüsse ziehen. Ich sage ihm das immer wieder. Dabei hat er in Yale studiert. Erschossen? Von wem?«

»Das wissen wir noch nicht, Mr Fellinginger.«

»Erschossen«, wiederholte Fellinginger. »Erschossen? Ursula? Um Himmels willen.« Seine fleischigen Arme sanken herab, und er hieb mit einer behaarten Faust in die Handfläche der anderen Hand. »Das haut mich glatt aus den Schuhen.«

»Alles, was Sie uns dazu sagen können, Sir ...«

Seine Wangen wurden hohl, weil er Speichel einsog, was ein blubberndes Geräusch erzeugte. Er warf die Hände in die Luft. »Sie kommen besser rein.«

Sein Büro war erstaunlich bescheiden. Durch das Fenster war ein schmaler Streifen östlicher Himmel zu sehen. Die Einrichtung bestand aus einem schlichten Holzschreibtisch mit passendem Sideboard, einem viel zu großen Lederschreibtischstuhl und drei funktionalen Stühlen. An der Rückwand bildete ein Tweedsofa mit einem gläsernen Tisch einen Besprechungsbereich. Fellinginger ging hinter seinen Schreibtisch und deutete auf die unbequem aussehenden Sitzgelegenheiten. An der Seegrastapete über dem Sideboard prangten Unizeugnisse und Juradiplome, außerdem Fachzertifikate für Familien- und Schiedsrecht. Schief hän-

gende Fotos zeigten Fellingner mit einer attraktiven Brünetten und zwei Jungen in verschiedenen Entwicklungsstufen. Auf den jüngsten Aufnahmen trugen die Söhne missmutige Teenagermienen zur Schau. Seine Frau war deutlich gealtert.

»Ihr Fachgebiet ist Familienrecht«, sagte Milo. »War Ms Corey in einen Scheidungskrieg verwickelt?«

»Jede Scheidung kann zum Krieg ausarten«, erwiderte Grant Fellingner. »Dazu braucht es nur zwei entscheidende Faktoren.«

Er wartete.

»Kinder und Vermögen«, warf ich ein.

»Volltreffer. Ursula und Richard hatten beides, wobei die Kinder kein Problem darstellten, weil sie schon fast erwachsen sind. Es ging nur um das Geld. Es dauerte fünf Jahre, diese Scheidung abzuwickeln, drei davon nach dem Urteil.«

»Sie wollten immer mehr.«

»Feinabstimmung«, sagte Fellingner. »Irgendwann haben wir eine einvernehmliche Vereinbarung gefunden, ich und der Anwalt von Richard Corey.«

»Wer ist das, Sir?«

»Earl Cohen. Einer von der alten Schule.«

»Wollte da jemand eine Revanche?«, fragte ich.

»Beide wollten Revanche. Etwa einmal im Jahr. Es war seltsam. Manchmal kamen sie an, als wären sie die besten Freunde, und wollten alles tun, damit die Sache problemlos abläuft. Wenn sie dann gingen, herrschte eitel Sonnenschein. Da fragte ich mich dann, warum sie sich überhaupt hatten scheiden lassen.«

Fellingner neigte sich vor. »Es lag nicht daran, dass wir Anwälte unbedingt weiter an dem Fall verdienen wollten.

Earl und ich haben beide genug zu tun. Es hätte die eine Ausnahme sein können – geschmeidige Trennung, echte Freundschaft, Schlusstrich und ein schönes Leben noch.«

»Aber die Coreys waren anderer Meinung«, sagte ich.

»Sie zogen einen Schlusstrich, ja. Aber dann verschanzten sie sich. Was das Ganze so mühsam machte, war, dass Earl und ich sie beim Wort nahmen und entsprechend vorgehen. Mehrere Tausend gebührenpflichtige Stunden später bekamen wir dann wutentbrannte Anrufe, alles wurde infrage gestellt, und man zog sich wieder in die Schützengräben zurück. Diese Umschwünge kamen immer völlig unerwartet. Und wenn die beiden hier erschienen, wirkten sie nie, als wären sie sauer aufeinander. Es war, als hätten sie Kraft für eine neue Schlacht getankt. Die letzte Runde ist jetzt ein Jahr her.«

»War da jemand wütend beim Abschied?«, fragte Milo.

Fellinger starrte in die Luft. »Ob Richard zu so etwas in der Lage wäre? Um Himmels willen, ich hoffe nicht. Ich meine, das wäre entsetzlich. Das würde mich an meiner Menschenkenntnis zweifeln lassen. Nein, Lieutenant, da war keine Wut. Um ehrlich zu sein, wirkten sie, als wären sie sich aufrichtig einig.« Er hob die Augenbrauen. »Ist sie beraubt worden? Sie liebt ihren Schmuck, und heute trug sie jede Menge davon.«

»Kein Hinweis auf Diebstahl«, sagte Milo.

»Sind Sie sicher? Ich habe ziemlich viele Diamanten an ihr gesehen, vielleicht hat etwas gefehlt.«

»Wir haben Folgendes abgenommen und katalogisiert: drei Ringe, eine Halskette, zwei Armkettchen sowie ein Paar goldene Ohrringe mit Rubinen. Außerdem war eine teure Armbanduhr in ihrer Handtasche.«

Fellinger bewegte nachdenklich seine Wulstlippen. »Das passt. Sie halten also Richard für verdächtig? Ich denke, der Ehemann ist immer derjenige, bei dem man anfängt, und ich habe, weiß Gott, genügend Ehegatten kennengelernt, die ich im Falle eines Falles sofort verdächtigen würde. Aber Richard? Ich weiß nicht. Das passt nicht zusammen.«

Ich war schon viele Male als Sachverständiger bei Scheidungsprozessen dabei, doch dass ein Anwalt seinen Gegenmandanten verteidigt, habe ich noch nie erlebt.

»Richard ist ein guter Mensch«, sagte ich.

»Meine ehrliche Meinung?«, fragte Fellinger. »Er ist nicht unbedingt ein sympathischer Mensch, doch er wirkte immer ehrlich und anständig auf mich. In fünf Jahren kann man einen Haufen Dreck aufwühlen, und glauben Sie mir, ich habe im Dreck gewühlt. Ebenso wie Earl in Ursulas Dreck gewühlt hat. Letztes Jahr sind wir sogar mal zusammen was trinken gegangen und haben uns darüber amüsiert. All die vielen Stunden, die wir damit verbracht haben, den Mandanten des anderen in ein schlechtes Licht zu setzen – ohne jeden Erfolg.«

»Trotzdem hörten die beiden nicht auf, sich zu streiten.«

»Streit war das nicht«, widersprach Fellinger. »Wie gesagt, es ging um die Feinabstimmung. Da wurde nie die Stimme erhoben. Die wollten nur ihr Vermögen sauber unter Dach und Fach bringen.«

»Warum war denn Ursula hier, wenn die Scheidung längst erledigt war?«, wollte Milo wissen.

»Das bringt uns zurück zum Schmuck«, sagte Fellinger. »Deshalb habe ich vermutlich daran gedacht. Ursula hat jede Menge Glitzerkram, teures Zeug, das sie über die Jahre hinweg angeschafft hat. Nachdem die Scheidung abge-

hakt war, fing sie an, sich Gedanken zu machen, welche ihrer Töchter was bekommen sollte. Ich mache nicht mehr oft Nachlasssachen, aber ich habe zugesagt, unter der Prämisse, dass es nicht zu kompliziert wird. Es war dann wirklich simpel: zwei Mädchen, halbe-halbe. Für Ursula war es wichtig, das schriftlich festzuhalten.«

»Als Nachtrag zu ihrem Testament«, sagte Milo.

Fellinger sah ihn an. »Ob sie geahnt hat, dass was passieren wird? Für mich sah es nicht so aus. Eher im Gegenteil. Sie war bester Laune. Reiche Leute tun solche Dinge, Detective. Sie machen sich Gedanken über ihr Spielzeug und drehen Schräubchen, immer im Bestreben, das Optimale herauszuholen.«

»Woher kam denn der Reichtum?«

»Richard und sie haben zusammen ein Unternehmen aufgebaut. Import-Export.«

»Von was?«

»Ramsch«, sagte Fellinger. »Ihre Worte, nicht meine. Kennen Sie diese Gummisandalen, die man für zwei Dollar in Chinatown kaufen kann? Sie haben sie palettenweise aus Vietnam herschaffen lassen, für zehn Cent pro Paar.«

»Hübsche Gewinnmarge«, fand Milo.

»Da kamen noch zwanzig, fünfundzwanzig Cent pro Paar Versand und Transport dazu, verkauft haben sie sie dann en gros für fünfundsiebzig Cent bis einen Dollar. Ich nenne das eine fantastische Gewinnmarge.«

»Wie sah die Zusammenarbeit aus?«

»Ursula hat den Einkauf gemacht. Sie kannte sich mit Fernost aus, ihr Vater war wohl so eine Art Diplomat gewesen. Richard war für Buchhaltung und Tagesgeschäft zuständig. Außerdem hat er erfolgreich ihr Geld angelegt.«

»In was?«

»Blue-Chip-Aktien, Vorzugsaktien, Anleihen.«

»Konservativ.«

»Extrem konservativ«, bestätigte Fellingner. »Es gibt auch eine Immobilie in Oxnard am Jachthafen.«

»Wie groß ist ihr Vermögen?«, fragte Milo.

Fellingners Brauen krümmten sich erneut wie zwei aufgeschreckte Raupen. »Ist das denn wichtig?«

»In dieser Phase ist alles wichtig.«

»Tja ... ich nehme an, Sie könnten jederzeit die Gerichtsakten einsehen, die Zahlen wurden fünf Jahre lang hin und her geworfen.« Fellingner lehnte sich zurück und legte die Hände auf seinen prallen Schmerbauch. »Nach letztem Stand betrug ihr Nettovermögen zwischen vierzehn und fünfzehn Millionen Dollar, ohne nennenswerte Schulden.«

Milo piffte durch die Zähne.

»Lassen Sie mich das ein bisschen relativieren, Detective. Dreieinhalb Millionen entfallen auf die Hauptimmobilie, ein großes Anwesen im West Valley. Die Töchter stehen auf Pferde. Das wurde Ursula zugerechnet. Richard bekam ein Doppelhaus in einer Wohnanlage in Oxnard, von dem er eine Hälfte selbst bewohnt. Der Schätzwert ist wesentlich geringer, liegt bei circa anderthalb Millionen, deshalb hat Richard noch mal zwei Millionen in Aktien und Anleihen bekommen. Alles Übrige wurde gleichmäßig aufgeteilt.«

»Einschließlich Ursulas Schmuck?«

»Nein, entschuldigen Sie, der wurde auch Ursula zugerechnet, aber das war nicht so viel, vielleicht fünf-, sechshunderttausend. Auch kein Pappenstiel, aber gemessen an Immobilien dieser Dimensionen dann doch Peanuts.«

»Gibt es geschäftlich genutzte Gebäude, die der Firma gehören? Lagerhäuser, Büros?«, fragte ich.

Fellinger schüttelte den Kopf. »Urrick, Ltd. – so heißt die Firma, der Name ist eine Verschmelzung ihrer Vornamen – ist ein Musterbeispiel für Effizienz; sie besteht nur aus Richard und Ursula, es gibt nicht einmal eine Sekretärin oder Rezeptionistin. Wenn die Papierberge zu hoch werden, engagieren sie einen Schreibdienst, ansonsten arbeiten sie beide von zu Hause aus. Wenn Ware im Hafen von San Pedro ankommt, ist einer von ihnen dort, um die Lieferung gleich an die Kunden weiterzuleiten. Wenn tatsächlich etwas zwischengelagert werden muss, mieten sie Raum in einem Lagerhaus östlich der Innenstadt – auf Basis eines Superdeals, den sie während der Wirtschaftskrise abgeschlossen haben. Richard hat ein Gespür für Schnäppchen. Das ist das Schöne an ihrem Geschäft – sie müssen nie lange lagern, sie sind nur Vermittler, lassen sich dafür bezahlen, Ware von A nach B zu bringen.«

»Worüber wurde fünf Jahre lange gestritten?«

»Über den Wert der Firma, falls sie je beschließen sollten, sie aufzulösen. Ursula hat sie immer als wertvoll betrachtet, Richard dagegen hatte seine Bedenken.«

»Wie weit lagen sie denn auseinander?«

»Das war von Mal zu Mal unterschiedlich«, sagte Fellinger. »Meist um die zwei Millionen. Was das Ganze aber absurd machte, war, dass sie nie daran dachten, die Firma zu teilen oder zu verkaufen. Sie redeten immer nur hypothetisch darüber, zumal letztes Jahr ihr bestes Geschäftsjahr überhaupt war – sie stiegen nämlich groß ins religiöse Geschäft ein, mit brennbarem Goldpapier.« Er lächelte. »Nie davon gehört, was?«

Milo und ich schüttelten die Köpfe.

»Ich bis dahin auch nicht. Anscheinend ist es so: Wenn sich Buddhisten etwas von ihrem Gott wünschen, verbrennen sie ein Pappmodell davon auf einem Altar. Wenn sie sich Geld wünschen, nehmen sie so etwas wie Monopoly-Scheine. Wenn es ein Auto ist, verbrennen sie ein kleines Papierauto. Und so weiter. Letztes Jahr haben Ursula und Richard groß in Goldpapier investiert und viel Geld damit verdient.«

»Was denken Sie, warum die beiden immer wieder hierherkamen?«

»Ob es finanzielle Gründe hatte?«, sagte Fellingner. »Das haben sie zumindest behauptet. Ehrlich gesagt, glaube ich eher, dass sie es nutzten, um sich außerhalb der Arbeit sehen zu können, ohne es zugeben zu müssen.«

»Alte Liebe rostet nicht.«

»So was in der Art.«

»Hatte einer von ihnen irgendeine Laster? Drogen, Glücksspiel?«, erkundigte sich Milo.

»Nie.«

»Was ist mit Affären? Eifersucht?«

»Es ging ihnen immer nur ums Geld, Lieutenant.«

»Sie tauchten also rund einmal im Jahr auf, um nachzuverhandeln, und in der Zwischenzeit liefen die Geschäfte?«

»In voller Harmonie. Ich sage Ihnen ja, es war absurd.«

»Wer hat die Scheidung eingereicht?«, fragte ich.

»Selbst da waren sie sich einig.« Fellingner warf zum dritten Mal die Hände in die Luft. »Wenn ich objektiv sein müsste, würde ich sagen, sie hatten wirklich nicht alle. In den meisten Fällen machen sich die Parteien gegenseitig fertig. In diesem Fall machten sie Earl und mich fertig.« Er lachte und

hielt dann inne. »Und jetzt ist Ursula tot. Ich nehme an, Sie werden Richard und die Mädchen informieren. Ich habe darauf nämlich wirklich überhaupt keine Lust.«

»Wir kümmern uns darum, Mr Fellingner«, sagte Milo. »Außerdem bitten wir Sie, über dieses Gespräch und generell über den Mord Stillschweigen zu bewahren.«

»Klar, verstehe.«

»Wie lauten Richards Adresse und Telefonnummer?«

Fellingner bemühte seinen Computer und ratterte die Informationen herunter.

»Die beiden Töchter sind die einzigen Kinder?«

»Ashley und Marissa.«

»Wo können wir sie erreichen?«

Ehe Fellingner antworten konnte, klopfte es an der Tür. »Ich bin beschäftigt!«, rief er.

Von draußen hörte man: »Ihr Tee, Mr Fellingner.«

»Ach ja. Gut. Bringen Sie ihn rein.«

Jens Williams kam mit einem kunstvollen Zinntablett in der Hand herein, auf dem ein Teeglas mit Silberhenkel stand. Es enthielt eine cognacfarbene Flüssigkeit. Am Grund lag eine anemonenartige Blüte.

»In der Cafeteria gibt es Teegläser?«

»Die hier gehören uns. Ich benutze sie anstelle der Styroporbecher.«

Fellingner musterte den Tee. »Mickriges Blümchen. Was anderes hatten sie nicht?«

»Leider nicht«, sagte Williams.

»Na gut. Besorgen Sie mir Adressen und Telefonnummern der Corey-Töchter.«

»Soll ich das persönlich überbringen oder über die Sprechanlage durchgeben?«

»Bringen Sie's einfach rein.«

»Okey dokey.« Williams verschwand.

»*Okey dokey*«, äffte ihn Fellingner nach. »Als wären wir beste Kumpel. Er hatte kaum hier angefangen, da musste ich ihm schon klarmachen, dass er mich nicht beim Vornamen zu nennen hat. Aber verglichen mit seiner Vorgängerin ist er Einstein. Die war beim Bewerbungsgespräch ganz anständig erschienen, doch schon an ihrem ersten Arbeitstag kam sie mit Riesenausschnitt und freiem Rücken daher, sodass man ihre Pospalte sehen konnte. Diese jungen Leute kapieren wirklich gar nichts.«

»Die Zeiten ändern sich«, sagte ich.

»Ob das besser ist, als wenn alles gleich bleibt? Manchmal frage ich mich das schon.«

Es klopfte wieder. Jens Williams eilte herein und reichte Fellingner ein Blatt Papier. »Die Jüngere ist auf dem College, Sir, die Nummer ihres Wohnheimzimmers ist nicht in unseren Unterlagen. Die Ältere wohnt zu Hause, hier ist die Adresse.«

Fellingner krümmte einen Daumen Richtung Tür. »Wie sieht's draußen in der realen Welt aus?«

»Ein paar Rückrufe zu Gerichtsterminen, aber nichts Außergewöhnliches.«

»Gut. Sobald die Herren gegangen sind, kümmere ich mich darum.«

3

Die Steuerungs- und Sicherheitszentrale des Bürogebäudes befand sich im Erdgeschoss, gleich neben der Cafeteria und den öffentlichen Toiletten. Der Raum war fensterlos und enthielt drei unbesetzte Arbeitsplätze, die Rückwand war voller Überwachungsmonitore und Aufnahmegeräte. Metallstühle standen bereit. Flackernde Bildschirme zeigten graue Menschen und Fahrzeuge.

Der Sicherheitschef war ein Afroamerikaner namens Alfred Bayless in schwarzem Blazer, grauer Hose und weißem Rolli. Er war am Tatort erschienen, als wir gerade gehen wollten.

Milo bat ihn um Mitschnitte der Kameras.

»Es ist ein Desaster«, sagte Bayless. »Okay, gehen wir in mein Büro.«

Auf dem Weg nach oben fuhr er fort: »Ich war sechzehn Jahre lang beim Dezernat Autodiebstahl in Hollenbeck und hatte mich auf einen ruhigen Lebensabend gefreut.« Er sah mich an.

»Das ist Dr. Alex Delaware, unser psychologischer Berater«, stellte Milo mich vor.

»Sie denken, das war ein Verrückter?«

»Ein gewöhnlicher Mord ist es jedenfalls nicht. Möglich ist alles.«

Sobald wir in seinem Büro angekommen waren, fing er

an, mehrere CDs zu kopieren und in Umschläge zu stecken, die er uns reichte.

»Danke. Welche Zeitspanne decken die Aufnahmen ab?«

»Von sieben Uhr morgens, wenn die Garage aufmacht, bis kurz bevor Sie mich angerufen haben.«

Bayless führte uns zu seinen Monitoren und fummelte an einem der Rekorder herum. Ein schwarzer Bildschirm in der unteren Reihe sprang an und zeigte eine beständige Reihe einfahrender Autos. Bayless drückte einen Knopf, und die Ansicht wechselte auf den ausfahrenden Verkehr. Die Fahrzeuge waren klar zu erkennen, nicht aber die Fahrer. Führen die Autos langsam genug, konnte man möglicherweise das Nummernschild entziffern.

»Das ist alles?«, sagte Milo.

»Ja, ich weiß, von den Parkdecks gibt es keine Bilder.« Bayless schüttelte den Kopf. »Ein Desaster. So was hat es noch nie gegeben.«

»Hoffentlich wird es so etwas nie wieder geben.«

»Sie arbeiten bei der Mordkommission und haben immer noch Hoffnung?«

»Die Hoffnung stirbt zuletzt, sagt man.«

»Ach ja, wie wahr«, meinte Bayless.

»Hören Sie, ich will Sie das eigentlich nicht fragen, aber ich muss ...«

»Ja, ja, warum gibt es auf den Parkdecks keine Kameras?« Bayless führte uns aus dem Raum, ging ein paar Schritte den Flur entlang, der an einer Tür mit der Aufschrift *Technikraum* endete, und blickte sich um.

»Werden Sie denn auch überwacht?«, fragte Milo.

Bayless lächelte. »Man weiß nie. Zu Ihrer Frage: Wollen Sie den offiziellen oder den wahren Grund?«

»Wie wär's mit beiden?«

»Offiziell sind wir hier mit Hightech-Überwachungstechnik ausgerüstet. Hard- und Software ebenso wie Personal auf dem neuesten Entwicklungsstand. In Wirklichkeit aber sind wir Provinzliga. Als ich vor acht Monaten hier angefangen habe, war das Erste, was ich vorgeschlagen habe, Kameras auf den Parkdecks zu installieren. Ich meine, wo passiert denn was? Nicht an der verdammten Ein- und Ausfahrt.«

Er blickte den Flur entlang. »Doch die weisen Männer, die dieses Haus führen, sahen keinen Grund, dafür Geld auszugeben. Schließlich ist das hier Century City, niemand kommt nach Century City, um was anzustellen.«

»Ein Hort der Tugend – bei all den Anwälten?«

»Die Anwälte fallen in Ihr Ressort.« Bayless brachte ein schnaubendes Lachen zustande. »Mir bleibt nur die Hoffnung.«

Wir kehrten in die Tiefgarage zurück. Ich hatte meinen Seville auf dem obersten Deck geparkt. Mein Name auf einer Liste gewährte mir Zufahrt zu einem Bereich, der von einem uniformierten Polizisten bewacht wurde. Vier Plätze weiter parkte Milos Zivilwagen, ein ausgebleichter grüner Impala.

Wir standen neben meiner Fahrertür, als er Moe Reed anrief und ihm sagte, er solle die CDs zur Polizeistation bringen, alles kopieren und sich jede Sekunde davon ansehen. »Die Ausfahrt dürfte kurz nach der Tat erfolgt sein, aber die Einfahrt könnte jederzeit gewesen sein. Überprüfen Sie jedes Nummernschild, das Sie lesen können. Achten Sie auf alles, was irgendwie auffällig ist.«

»Wird gemacht, Lieutenant.«

Milo beendete das Gespräch und legte die Hand auf die waldgrüne Motorhaube des Seville. »Der glänzt vielleicht. Hast du ihn polieren lassen?«

»Habe ich letzten Sonntag selbst gemacht.«

»Das nenn ich Hingabe. Meiner könnte auch ein bisschen Politur gebrauchen«, sagte er. »Du darfst fahren, ich komme später zurück und hole meinen ab.«

»Wohin fahren wir denn?«

»Zum Exmann Schrägstrich Hauptverdächtigen. Und wenn wir ihn nicht finden, dann zu den Töchtern.«

»Du hast Fellingner nicht abgekauft, was er über Mr Coreys blütenreinen Charakter erzählt hat, was?«

»Für den Gegner die Hand ins Feuer legen? Ja, das war mal ganz was Neues.«

»Genau wie Fellingners freundliche Worte über Richards Anwalt.«

»Eine große glückliche Familie. Nur dass die Coreys fünf Jahre lang Anwaltsgebühren geblecht haben und nun einer von ihnen ins Gras gebissen hat. Nein, ich kauf ihm gar nichts ab. Ich denke, Fellingner hat uns einen Mordsbären aufgebunden, und ich würde gern wissen, warum.«

»Vielleicht solltest du mit Richards Anwalt reden, um zu sehen, ob die Zuneigung auf Gegenseitigkeit beruht.«

»Noch bevor wir Corey und die Mädchen heimsuchen?«

»Wenn er in der Nähe ist und Zeit hat.«

»Klar, warum nicht?« Milo suchte die Adresse der Kanzlei von Earl Cohen heraus: Roxbury Drive, Ecke Wilshire Boulevard, Beverly Hills. Zehn Minuten mit dem Auto.

Er rief an. Cohen schnappte nach Luft, als er von dem Mord hörte. Als Milo fragte, ob er Zeit habe, sagte er sofort zu.

Das Messingschild an der Nussbaumtür wies Earl Cohen, Esq., als Seniorpartner der Drei-Mann-Kanzlei aus. Zweiter in der Hierarchie war Beverly Cohen, Nummer drei ein Rajiv Singh.

Die Kanzlei war kleiner als die Fellingings, aber ähnlich angeordnet, einschließlich der steinernen Wand hinter dem Empfang, die in diesem Fall aus Travertin bestand.

Die Empfangsdame tippte und musste ihren Schreibfluss nicht für uns unterbrechen, da Earl Cohen vor ihr stand und uns hereinwinkte.

Richard Coreys Anwalt war um die achtzig, dünn und schmalschulterig und trug einen wunderschönen mokkabraunen Anzug, dazu ein blaues Hemd mit einem hohen, gestärkten Eton-Kragen und eine gelbe Krawatte, die nach Hermès aussah. Die geflochtenen Slipper bewegten sich farblich zwischen Orange und Braun und ließen eine Spur von blau-orange karierten Burlington-Socken durchscheinen. Sein zurückgekämmtes Haar war dicht, lang und schneeweiß. Die rechte Seite seines Halses war ausgehöhlt, Hinweis auf die Entfernung eines Speicheldrüsentumors. Seine hellblauen Augen waren an den Rändern zu Grau verblasst.

»Hallo, die Herren Polizisten. Bitte kommen Sie herein«, begrüßte er uns mit leiser, rauer Stimme.

Cohens Büro war riesig, Eichenvertäfelung an den Wänden, der Boden mit hochflorigem burgunderfarbenem Teppich ausgelegt. Grant Fellingier ließ seine Besucher auf harten Stühlen sitzen, Earl Cohen verwöhnte sie mit bequemen Ledersesseln.

Der Schreibtisch des alten Herrn hätte vom Speicher



Jonathan Kellerman

Todesmahl

Ein Alex-Delaware-Roman 30

Ein Fall für Alex Delaware

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48446-1

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2016

Ungelöste Fälle gehen Detective Milo Sturgis nahe. So muss er immer wieder an den Fall Katherine Hennepin denken, die in ihrem Haus erstochen wurde. Der Mörder ließ einen liebevoll gedeckten Tisch mit einem Dinner für zwei am Tatort zurück, aber seine Identität konnte nie geklärt werden. Doch nun fordert ein aktueller Fall Sturgis' ganze Aufmerksamkeit – eine wohlhabende Geschäftsfrau wird in einer Tiefgarage brutal niedergeschossen. Gerade als Sturgis und der Psychologe Alex Delaware meinen, dem Täter dicht auf den Fersen zu sein, findet man in der Wohnung des Opfers ein unberührtes Essen für zwei ...

 [Der Titel im Katalog](#)